

Leseprobe aus:

Roman Rausch

Weiß wie der Tod



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Ein Jahr später. Hamburg, Strafjustizgebäude.

Antje drohte ein gemeines Miststück zu werden. Hinterlistiger und verheerender, als es Katrina in New Orleans gewesen war. So fürchteten es zumindest die Meteorologen. Gemächlich wie ein fettes, bösesartiges altes Weib hielt Antje auf die deutsche Nordseeküste zu. Ihre Ausläufer hatten die Nacht zuvor die Shetland-Inseln gestreift und gewaltige Sturmfluten an die zerrissenen Küsten geworfen. Das genaue Ausmaß der Schäden war in den frühen Morgenstunden noch nicht absehbar, da alle Nachrichtenkanäle auf den Inseln zusammengebrochen waren. Sicher stand bis zu diesem Zeitpunkt lediglich fest, dass eine Fähre, von Tórshavn auf den Färöer-Inseln kommend, nicht mehr über Radar und GPS zu orten war. Auch der Zielhafen Lerwick sendete keine Antwort mehr.

Antjes ältere, aber kleinere Schwestern Almuth und Amelie hatten in den Tagen zuvor der Norddeutschen Tiefebene viel Regen und Überschwemmungen beschert. Zusammen mit den Schmelzwässern der Elbe und ihren zahlreichen Zuflüssen drohte Hamburg nun Gefahr von zwei Seiten. Die südöstlich der Hansestadt gelegene Staustufe Geesthacht war die letzte Bastion gegen die vordringenden Wassermassen.

Während der Katastrophenschutz alle Kräfte mobilisierte, blickte Balthasar Levy teilnahmslos aus dem Fenster des Strafjustizgebäudes am Sievekingplatz. Der Regen hämmerte wütend gegen die Scheiben und ließ vor Levys geistigem Auge ein Zerrbild vergangener Ereignisse Revue passieren.

Seitdem sein Bruder Frank de Meer vor fünf Monaten aus dem Koma erwacht war, hatten sich die Dämonen wieder in Levys Kopf ausgebreitet. Die Schreie seiner Eltern hallten in seinen Ohren wider, er hatte ihre panischen Gesichter vor Augen, als sie von der Feuerwalze zerfressen wurden. Der beißende Gestank von Benzin und schmorendem Fleisch schien in seiner Nase für immer festzusitzen.

Frank, der für den Tod der Eltern verantwortlich war und in den letzten Jahren weitere unschuldige Menschen grauenvoll ermordet hatte, stand nun vor Gericht. Der Prozess war auf wenige Verhandlungstage angelegt, und das Urteil konnte auf nichts anderes als eine lebenslange Freiheitsstrafe lauten.

Doch das genügte Levy nicht. Er wusste, dass er sich niemals dem Einfluss seines Bruders würde entziehen können, solange dieser noch am Leben war. Nur dieses eine Mal wünschte er sich die Todesstrafe. Sie sollte beenden, was niemals hätte sein dürfen.

«Herr Levy!», drang es barsch an sein Ohr. «Hören Sie denn nicht?»

Levy drehte sich um. «Wie bitte?»

«Ich habe Sie bereits mehrfach aufgerufen», antwortete der Gerichtsdienner.

«Entschuldigen Sie. Ich war in Gedanken.»

«Der Richter wartet. Kommen Sie endlich.»

Levy nickte und folgte dem hastig zur Tür eilenden Mann.

Das Schwurgericht stand unter Vorsitz von Richter Jens Windhoek, einem distinguierten Endsechziger, dem Levy in einer anderen Verhandlung zu einer Mordserie bereits begegnet war. An seiner Seite die beiden Beisitzer und die zwei Schöffen, im hinteren Teil des Saales vollbesetzte Reihen mit Angehörigen und Neugierigen.

«Setzen Sie sich», wies Windhoek Levy an.

Levy ging die wenigen Schritte auf den ihm vertrauten Zeugenplatz zu – nur dieses Mal nicht in der Rolle des Gutachters, sondern als Zeuge im Prozess gegen seinen Bruder. Er schenkte Frank, der zu seiner Linken auf der Anklagebank saß, keinerlei Aufmerksamkeit. Dennoch spürte er dessen Anwesenheit – aufdringlich, verletzend, mächtig.

Windhoek stöberte in den Akten, bis er die entsprechende Seite gefunden hatte. «Auch wenn Sie dem Gericht bekannt sind, in einem meiner Verfahren sogar als Gutachter, so machen es die Umstände erforderlich, noch einmal Ihre Personalien aufzunehmen. Sie sind nach vorliegender Aktenlage als Ruben de Meer 1962 in Emmen, Holland, geboren. Nach dem Tod Ihrer Eltern erfolgte die Einweisung ins Waisenhaus und die spätere Adoption durch die Familie Levy ...»

Ein blecherner, zerrissener Ton schnitt Windhoek das Wort ab. Er schaute von seiner Akte auf und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Frank wollte sich zu den Ausführungen des Richters äußern. Er tat dies mit Hilfe eines Gerätes, das an seinem Kehlkopf angebracht war. Der Schuss, der Levy damals das Leben gerettet hatte, war Frank am Hals eingedrungen und hatte seine Stimmbänder verletzt.

Da war er wieder, sein Bruder. Frank blickte ihm geradewegs in die Augen, und Levy spürte eine beunruhigende Furcht in sich aufsteigen.

Es war nicht leicht gewesen, das Nikolaifleet über die Schleuse an der Hohen Brücke trocken zu legen. Das Wasser im Zollkanal, wie in der gesamten Speicherstadt, stand mehrere Meter über Normalnull, Tendenz steigend. Doch die Suche nach der kleinen Leonie ließ keine andere Entscheidung zu, zumal ein Augenzeuge sie zuletzt in einem Fleetgang in der Deichstraße gesehen haben wollte. Polizisten und Feuerwehrleute waren knietief durch den modrigen braunen Schlamm gestapft, um die kleine Ausreißerin zu finden. Wie sich zeigte, ergebnislos.

Nicht ganz, denn einen unerwarteten Fund konnten sie verbuchen. Was anfänglich nach einem knorrigen Ast ausgesehen hatte, der sich aus dem Morast erhob, wusch der Regen zu einer menschlichen Hand frei. Nicht die von Leonie, sondern die eines noch unbekanntes Mannes, dessen restlicher Leib im Morast verschwunden blieb.

Ringsum in den schmalen und hohen Fleetfronten der Außendeichhäuser standen die Menschen an den Fenstern, um die Polizei bei ihrer Arbeit zu beobachten. Der Regen prasselte auf das weiße Zelt Dach, das um die Fundstelle aufgebaut war. Darunter befreite der Rechtsmediziner Dragan Milanovic den Toten vom Schlamm. Er musste vorsichtig vorgehen, da sich die Oberhaut an der Leiche bereits gelöst hatte.

Zum Vorschein kam ein nackter, aufgedunsener männlicher Körper, der beträchtliche Verletzungen aufwies. Auffällig waren die sichelförmigen und scharfkantigen Einschnitte im Fleisch. Daneben und über den ganzen Oberkörper verteilt Schlagverletzungen, genauer: zahlreiche parallel verlaufende, streifenförmige Blutungslinien, die durch einen schmalen Streifen unbeschädigter Haut ge-

trennt waren. An einigen Stellen war die Haut aufgeplatzt. Darunter die ergraute Fettschicht.

An Milanovic' Seite verfolgten Kriminalhauptkommissarin Hortensia Michaelis und Kriminalobermeisterin Naima Hassiri den Vorgang mit gespannter Ungeduld. Wie befürchtet, zeigte auch dieses Opfer die bekannten Spuren.

«Was meinst du?», fragte Michaelis Milanovic.

«Einen Moment noch.»

An Füßen und Händen zeigte sich Waschhaut – eine runzlige Aufquellung der Haut infolge der Wassereinlagerung im Gewebe. Die Totenstarre war bereits gelöst. Totenflecken waren an den Unterarmen und Unterschenkeln nur spärlich ausgeprägt, ein Zeichen dafür, dass die Leiche in Bauchlage getrieben haben musste. Die Hornhaut der Augen war trüb, eine Feststellung der Augenfarbe war nicht mehr möglich.

«Also», begann Milanovic, «der Körper lag vermutlich nicht länger als zehn bis zwölf Tage im Wasser. Der Mann war bereits tot, als er ins Wasser gelangte. Anzeichen des Ertrinkens sind nicht feststellbar. Die Hämatome an den Schlagverletzungen sehen alle gleich aus. Es ist wenig wahrscheinlich, dass sie postmortal zugefügt wurden.»

«Und was ist mit den großen Fleischwunden?», fragte Naima Hassiri.

«Sieht nach einer Schiffsschraube aus.»

«Das heißt», ergänzte Michaelis, «dass der Körper an der Wasseroberfläche geschwommen sein muss.»

Milanovic bestätigte. «Ja, aber nicht länger als drei bis vier Tage. Bei der Wassertemperatur hat sich die Bildung von Fäulnisgasen im Körper verlangsamt. Ich sehe keine Spuren einer Fixierung. Folglich trieb der Körper am siebten oder achten Tag vom Grund zur Oberfläche und hat dann Bekanntschaft mit einer Schiffsschraube gemacht.»

«Das Nikolaifleet scheidet folglich als Ablageort aus», folgerte Naima.

«Ist anzunehmen, wenngleich nicht ausgeschlossen. Der Körper kann bei der aktuellen Hochwasserlage und den Strömungsverhältnissen quasi im ganzen Hamburger Wassergebiet unterwegs gewesen sein, bevor er hier im Schlamm versunken ist.»

«Hast du einen Hinweis auf die Todesursache?», fragte Michaelis.

«Diese Art von Schlägen kann, wenn sie mit großer Wucht ausgeführt wird, schwere innere Verletzungen hervorrufen. Ansonsten vermag ich nichts zu erkennen, was auf eine andere Tötungsart hinweist.»

«Dann haben wir es wieder mit unserem Totschläger zu tun?», fragte Naima.

Milanovic zuckte die Schultern. «Das Verletzungsmuster ist bis auf die Verletzungen durch die Schiffsschraube ähnlich.»

«Danke», sagte Michaelis und beendete damit das Gespräch. Sie spannte den Regenschirm auf und verließ mit Naima das schützende Zelt. Über den schmalen Steg in der Deichstraße angekommen, gingen sie zum Parkplatz und stiegen ins Auto.

«Was schlägst du vor?», fragte Naima.

«Zwei Leichen mit gleichem Verletzungsmuster und eine Leiche in Einzelteilen», antwortete Michaelis. «Ich glaube, es ist Zeit für unseren Spezialisten.»

Auf den ersten Blick hätte Lili Waan eine ganz normale Sechzehnjährige aus der elften Klasse der Gesamtschule Wilhelmsburg sein können – ein feingliedriger Körper in schmal geschnittenen Jeans, enges T-Shirt, das ihre kleinen Brüste unterstrich, hennafarbene, lange Haare und ein Markenhandy in glitzerndem Pink am Ohr.

Der Teint ihrer Haut hingegen harmonierte nicht so recht mit den Schönheitsidealen von Sechzehnjährigen. Lili war auffallend hellhäutig, was durch die Sommersprossen noch akzentuiert wurde, die sich links und rechts der kleinen Nase allen Schminkversuchen zum Trotz behaupteten. Auf Lippenstift und Schmuck verzichtete sie gänzlich und betonte ihr zart wirkendes Gesicht lediglich dadurch, dass sie ihre Haarpracht zu einem Pferdeschwanz bündelte.

Und noch etwas passte nicht ins Bild eines Mädchens aus der elften Klasse: Lili sprach nicht über Jungs, Klamotten und Musik, sondern über den Förderunterricht, den sie in den Nachmittagsstunden mit den Achtklässern durchführen wollte. Dazu benötigte sie einen frischen Satz an Ölfarben, Pinsel, Malpapier und die Erlaubnis der Rektorin, den Raum der zehnten Klasse zu benutzen, von wo aus die Schüler einen ungehinderten Blick auf den Park hatten.

Lili Waan war eine der beiden Sozialpädagoginnen, die sich die Schule zur Stärkung der Sozialkompetenz ihrer Schüler leistete.

«Müssen es denn unbedingt diese teuren Ölfarben sein?», hörte Lili am Telefon die Rektorin seufzen, «Wachsmalkreiden tun es doch auch, und die sind wesentlich billiger.»

Lili kannte Einwände dieser Art. Bei der Vorstellung ihres Konzepts *Malen wie die Meister* war die Rektorin noch begeistert gewesen, doch als es an die Finanzierung

der benötigten Utensilien ging, wurde aus der Gönnerin eine Buchhalterin.

Sie lächelte ins Telefon. «Van Goghs würden heute keine zwanzig Millionen wert sein, wenn sie mit Wachsmalstiften gemalt wären.»

«Es reicht, wenn Ihre Schüler ein halbwegs stimmiges Bild zustande bringen, das es wert ist, im Klassenraum aufgehängt zu werden.»

«Ich dachte mehr an die Aula. Das Motiv: Schule und Familie. Damit hätten wir wunderbares Anschauungsmaterial für die nächste Sitzung des Elternbeirats.»

Die Rektorin rang mit sich. Schließlich gab sie nach: «Nun gut, wenn es unbedingt sein muss ... Passen Sie aber auf, dass alle Pinsel und Farbtuben am Ende der Stunde vollzählig sind, damit wir sie wiederverwenden können.»

Lili versprach es.

Im Klassenraum wurde sie von drei Jungen und sechs Mädchen empfangen. Erwartungsvoll schauten sie auf die Tasche, die Lili mitgebracht hatte. Pinsel, Farben und Malpapier, das sie bereits vor dem Gespräch mit der Rektorin gekauft hatte, schauten heraus. Sie ließ die Tasche herumgehen, und jeder nahm ein vorbereitetes Set an sich.

«Nachdem wir in der letzten Stunde das Zeichnen eines Entwurfs mit Kohlestiften geübt haben», begann Lili, «schreiten wir heute zur Königsdisziplin – dem Malen mit richtiger Profiausrüstung. Geht vorsichtig mit den Farben um. Sie sind sehr kräftig.»

Die Schüler öffneten die Sets in erwartungsvoller Vorfreude. «Ich möchte, dass ihr mit den Farben experimentiert. Wenn ihr wollt, könnt ihr anstatt des Pinsels auch eure Finger verwenden. Spürt das Material, wie es sich anfühlt, mischt eine Farbe mit einer anderen zusammen und führt dann den Finger über das Papier.»

«Was sollen wir malen?», fragte ein Junge.

«Ihr könnt eure Entwürfe nehmen, oder lasst einfach eurer Phantasie freien Lauf. Schaut zum Fenster hinaus. Seht das Grauschwarz der Wolken, die kurz davor sind, sich zu entladen. Beobachtet den Wind, wie er die Bäume unter seiner Kraft bewegt. Die Natur ist ein dankbares Motiv, gerade jetzt, wenn es scheint, als käme die nächste Sintflut auf uns zu.»

«So wie bei Noah und der Arche?»

«Ja, oder wie bei Turner oder Friedrich. Spürt die Natur in euch und was euch damit verbindet. Los jetzt, nicht zu lange nachgedacht. Euer Gefühl ist gefragt.»

Einige der Schüler legten sofort los, andere folgten Lilis Rat und beobachteten das Treiben jenseits der schützenden Glasscheibe.

Lili nahm an einem der Tische Platz und ließ die Schüler arbeiten. Sie griff nach ihrem Handy und überprüfte es auf neue Nachrichten, so wie es auch ihre Schüler gern und oft taten.

Eine Viertelstunde verstrich, als ihr Nicole auffiel, eine frühreife Vierzehnjährige. Sie saß nah am Fenster in der Ecke, drei Tische von den anderen entfernt. Hin und wieder glaubte Lili ein Schniefen von ihr zu hören. So auch jetzt, als Nicole sich mit dem Arm über die Nase fuhr.

Lili stand auf und ging zu ihr hin. Ihre Finger waren ganz in Schwarz getaucht, dazwischen ein Finger mit roter Farbe. Auf dem Malpapier erkannte Lili einen Körper am Boden liegen. Er schien verletzt zu sein, schien zu schreien, darüber ein Gewitter, aus dem Pfeile schossen. Für eine Vierzehnjährige war das eine ziemlich finstere Phantasie. Was Lili jedoch wirklich erschreckte, war ein einziger roter Punkt in diesem Schwarz aus grollendem Himmel und leidender Kreatur.

«Darf ich?», fragte Lili leise und nahm das Papier zur Hand.

Der rote Punkt lag zwischen den Beinen der Figur.

«Hast du dieses Motiv schon mal gesehen?»

Nicole schüttelte den Kopf, den Blick vor sich auf den leeren Tisch gerichtet.

«Woher hast du es dann?»

Nicole antwortete nicht.

«Hast du ...?»

«Nein», schnitt ihr Nicole das Wort ab.

Lili gab ihr das Blatt zurück. «Komm bitte nach der Stunde in mein Zimmer.»

4

Drei Absolut?», fragte der Mann hinter dem Tresen. Levy nickte und zückte einen Fünfinger.

«Vier plus eins. Angebot der Woche», sagte der Mann.

Levy dachte nicht lange nach.

Vorbei an den Nutten vom Kiez und an torkelnden Touristen, die selbst im Regen ihre St.-Pauli-Erkundungen nicht aufgeben wollten, hielt er schnurstracks über die Davidstraße auf seine Wohnung zu. Als sich die Tür des Aufzugs hinter ihm schloss, öffnete er die Flasche und setzte sie an. Nicht denken, nicht fühlen.

Der Computer meldete fünf Nachrichten im Posteingang. Levy kümmerten sie nicht. Bis auf die Haut durchnässt und mit der Flasche in der Hand ließ er sich aufs Bett fallen. Die Wärme strömte wohltuend in seinen Magen.